



Wenige hundert Meter hinter der Ostseeküste stehen die acht Blöcke des KKW, jeder einst 440 Megawatt, heute nur noch Schrott – total 1,8 Millionen Tonnen.

Der Stolz der DDR

Über den Abbruch des Kernkraftwerkes Greifswald berichten Christian Schmidt (Text) und Jörn Vanhöfen (Bilder)

WIR MACHEN ZUERST THEORIE, sagt Dr. ing. Manfred Meurer. Der Hellraumprojektor wirft eine Luftaufnahme an die Wand, Möwen schreien vor den Fenstern. So aus der Höhe gesehen ist das Kernkraftwerk Greifswald eine Platzwunde in den Wäldern des östlichen Vorpommern, langgezogen und gross wie ein Flugplatz, zwanzig Kilometer Strasse, Kamine wie Stacheln, eine Flucht fensterloser Gebäude. Im Hintergrund der Kühlwasserkanal, in dessen aufgewärmtem Wasser einst erfolgreich Forellen gezüchtet wurden; dann gleich die blaue Ostsee mit mehlfinem Sand, der weniger strahlt als jener auf Fuerteventura, das weisen Proben im Besucherraum des KKW ganz klar nach. Meurer steht auf: Ich hole jetzt Herrn Rittscher. Das muss ich selber machen, denn die Sekretärin traut sich nicht rein. Meurer ist der Pressesprecher hier. Früher, bis zur Wende und damit bis zum Aus des KKW, war er der Forschungsleiter. Studium in Russland, dann diese tolle Stelle mit tausend Leuten unter sich. Nun ist er nur noch Pressesprecher.

Rittscher betritt das Sitzungszimmer – zweiter Stock, Auffahrt im Paternoster, Plastikblumen auf dem Tisch – und lässt die Visitenkarte über den langen Tisch segeln. Er ist salopper gekleidet als Meurer, keine Krawatte, kurzärmeliges Hemd. Dieter Rittscher stammt aus dem Westen, ist der Geschäftsführer und hat sich, wie er selber sagt, in seinem Leben nie mit etwas anderem beschäftigt als mit radioaktiven Abfällen. Rittscher deutet auf die Luftaufnahme. Hier das Verwaltungsgebäude, da sitzen wir, hier die Reaktoren, dort das Zwischenlager, und in dieser Ecke lagern wir die abgebrannten Brennelemente. Wir hatten an die sechshundert Tonnen Brennstoff auf dem Areal, als der Betrieb eingestellt wurde. Wissen Sie, wie viel das ist? Gösgen verbraucht jährlich zwanzig Tonnen.

Thema der Theoriestunde: das Ende des Kernkraftwerkes Greifswald, früher Kombinat Bruno Leuschner genannt, zu Ehren des einstigen stellvertretenden Vorsitzenden des DDR-Ministerrates, 1936 verhaftet wegen Widerstands gegen den Nationalsozialismus. Das KKW liegt vier Kilometer östlich des Seebades Lubmin und gegenüber der Ostspitze der Insel Rügen. Acht Druckwasserreaktoren, jeder 440 Megawatt, bei der Wende vier in Betrieb, einer in Probetrieb, drei im Bau und somit noch unverstrahlt. Die Anlage war der Stolz des Landes und wurde anfangs der siebziger Jahre mit einem Staatsakt eingeweiht. Am 18. Dezember



Die Züge brachten täglich 15 000 Leute in drei Schichten.

1990, nach 17 Jahren am Netz, wurde der letzte Block für immer abgeschaltet und Honecker für den Rest seines Lebens gedemütigt. Das Ende kam dabei mehr aus Prinzip denn aus Notwendigkeit. Das ist zumindest die Meinung von Ingenieur Lehmann, der im Kontrollraum des Blocks 5 die letzten Zuckungen der Anlage überwacht. Lehmann treibt die Demütigung noch heute das Wasser in die Augen.

Aber trotz allem ist das hier auch ein Stück Zukunft. 440 Kernkraftwerke sind weltweit in Betrieb; sie alle haben ein absehbares Ende. In Greifswald ist es bereits gekommen. Dem muss man sich nun stellen, auch wenn man weder hier noch sonstwo in der Welt weiss, was mit den Resten dieser unausgegorenen Technik geschehen soll. Die Lösungen sind Zwischenlösungen. Die Lager sind Zwischenlager.

In Greifswald denkt man nicht so weit. Wieso sich die Freude verderben? Noch nie wurde eine so grosse Anlage zurückgebaut, sagt Rittscher. Weltweit! Stellen Sie sich das vor! Und so sind wir

auch ein gewisses Mekka der Stilllegung. Alle kommen hierher. Die Schweden, die Japaner, die Italiener, die Schweizer. Gerade die Schweizer, die gucken sich das alles sehr genau an. Die sind sehr raffiniert. Wenn die dann mal beginnen, die werden das schnell managen. Und alle, die kommen, werden sehr offen informiert. Wir halten nicht hinterm Berg mit Informationen. Wir haben eine fast gläserne Tasche. Wir zeigen, dass man ingenieurmässig bei einer solchen Aufgabe sehr viel investieren muss, das ist sehr anspruchsvoll; denn die Stilllegung von Kernkraftwerken ist ein schwieriges Unterfangen. Bei einer solchen Anlage, da kann man nicht einfach mit dem Schneidbrenner alles abschneiden.

1200 MENSCHEN ARBEITEN HEUTE IM KKW, früher waren es zehnmal mehr. Sie fahren mit dem Bus hinaus in diese Lichtung, wo die Strasse hinter der nächsten Kuppe im Nirgendwo verschwindet, sie kommen mit dem DDR-Motorrad Marke Simson, mit dem Fahrrad oder mit dem Golf, und die Sekretärin wechselt schon auf dem Parkplatz die Schuhe. Schichtbeginn 7 Uhr 05, Ende 16 Uhr 05. In dieser Zeit muss die durchschnittliche Arbeitskraft 553,6 Kilo abbauen, sofern keine Strahlung vorhanden ist. Sonst sinkt das Soll auf 202,4 Kilo.

Die Erlaubnis zum Abbruch erhielten die Energiewerke Nord GmbH als Nachfolger des Kombinats Bruno Leuschner 1995, vier Jahre nach der Stilllegung. Rittscher war hierhin berufen worden, hatte gerechnet und das Ende von Greifswald auf 200 Millionen Euro pro Block veranschlagt, ohne Brennstoff-Entsorgung und so weiter, alles zusammen dann 3,2 Milliarden, und alles zulasten des Bundesministers für Finanzen, der das DDR-Erbe zum Posten im Staatshaushalt erklärt hat.

Bis 2010 dauert der Rückbau. Von aussen ist davon nichts zu sehen, denn die Gebäude werden vorläufig nicht abgebrochen. Unsichtbar bleibt also, dass die Menschen vorgehen wie Ameisen, die einen Käfer erbeutet haben und ihn jetzt von innen her leer fressen, Magen, Darm, Röhrenherz, die Ganglien, dass sie also Leitungen, Turbinen und Reaktor zerlegen, so dass am Schluss nur noch der federleichte Chitinpanzer bleibt, nur noch der ausgehöhlte Beton. Die Hälfte dieser Arbeiten ist inzwischen erledigt, allerdings die leichtere; denn bis anhin hat man sich darauf beschränkt, die rund um die Reaktoren angelegten Einbauten zu entfernen und



Soll-Abbruchmenge pro Mann und Tag im nicht verstrahlten Bereich: 553,6 Kilo.



In Castor-Behältern warten die Brennstäbe auf ein Lager, das es nicht gibt.



Heute sind es noch 1200 Arbeitsplätze. Das Personal baut sie selbst ab.



Druckmessgeräte im Block 6: Wer hier arbeitete, musste Russisch können.

sich so zu den strahlenden Kernen vorzutasten. Heiss wird es jetzt, ab Herbst 2004.

Nun kreischen die Möwen vor dem Fenster. Meurer schaut auf: Sie sind zu spät mit der Brut dieses Jahr. Der Frühling war kalt, der Sommer ist schlecht.

BROSZINSKI GREIFT ZUM TELEFON; die Theorie ist zu Ende. Broszinski bildete im KKW die Lehrlinge aus, damals, als er sich noch Ingenieurpädagoge nennen konnte und es auf dem Areal eine Stasi-OD mit zwanzig Leuten gab, eine Objektdienststelle. Heute führt er Journalisten durch die Anlage, auch das ist ja irgendwie pädagogisch, damit sie sehen, wie gut man das hier macht, wie sicher alles ist und eigentlich gar keine Hexerei. Denn der Abbau geht mehrheitlich ganz konventionell vor sich, hier wird gesägt und geschweisst, ein Wasserstrahl schneidet durch Beton, Laser ziehen ihre glühenden Linien, eine Schere zwackt Bauteile auseinander, es gibt eine Schrottpresse, sie heisst PETRA und ächzt gewaltig. Alles wie in einem gut eingerichteten Recyclinghof, ausser dass das Metall hier ab und zu auch noch strahlt.

Jetzt steht Broszinski zwischen Drinnen und Draussen, zwischen sicherem und möglicherweise strahlendem Bereich. Die eine Schleuse haben wir hinter uns, die nächste liegt vor uns. Broszinski, den Hörer in der Hand, trägt nur noch Unterwäsche. Die persönlichen Kleider sind draussen geblieben in der Sicherheit der anderen Welt. Hier, im Garderoben- und Duschbereich, fassen wir neue, und man fühlt sich angesichts der Reihen von Kleiderschränken in vergilbtem Weiss wie in einer geschlossenen Anstalt. Nun, fragt Broszinski in die Muschel, wo sind die Schuhe? Wir haben keine Schuhe.

Die Schuhe kommen, einer reicht sie hinein, dann geht es in den Unterdruckbereich. Jämmerlich seufzt es vom Luftzug, als Broszinski die Tür öffnet, kein Staubkorn darf ungefiltert hinaus, und schon wartet das nächste Drehkreuz mit mannshohen Stahlrippen, eine eiserne Jungfrau, in die man sich einfindeln muss, während es gleichzeitig den Magnetstreifen durch den Leser zu ziehen gilt, DDR-Fabrikat. Lesefehler, Lesefehler, Lesefehler, blinkt das Display. Im nächsten Umkleieraum muss auch noch die eigene Unterwäsche weg, wird ersetzt durch tausendmal ausgekochte Einheitsware, dick und grob, wie handgestrickt. Darüber kommt der Overall, Helm auf, Dosimeter kontrollieren, Schmidt 0,000 Millisievert, nächste Türe, dahinter ein Schild: «Ist die Verschleppung radioaktiver Verunreinigung vermeidbar? – Die Kollektive RM, ENR und SÜ sagen: Ja! Ohne OSD keine Qualität!» Jetzt lächelt Broszinski: Das haben wir extra stehen lassen.

Nun sind wir in diesem Netz: Alle Gebäude des KKW sind miteinander verbunden, durch Korridore und Passerellen. Sie bilden ein hermetisches von der Aussenwelt abgetrenntes System. Weshalb man sich wie in einer überdimensionierten Raumstation fühlt. Mit

dem Unterschied, dass die Gefahr hier nicht draussen, sondern drinnen lauert. Darauf gehen wir jetzt zu, und schon zieht es irgendwie seltsam in den Hoden. Was natürlich und auf jeden Fall eine peinliche Täuschung ist. Denn: Die Sicherheit ist unser oberstes Gut, da beisst die Maus keinen Faden ab, sagte Rittscher in der Theoriestunde. Stellen Sie sich vor! Wir haben das ganze Jahr dieselbe Mannschaft. Wir müssen die Mitarbeiter nicht austauschen, weil die Strahlung schon nach ein paar Monaten die Jahresbelastung erreicht hat. Wir haben hier Grenzwerte, die sind niedriger als zu Betriebszeiten. – Deshalb gibt es in dieser Raumstation nichts zu trinken, nichts zu essen und keine Toiletten. Nichts rein, nichts raus, also keine Verschleppung. Man muss sich den Tag sehr gut einteilen.

Im Block 7 nisten Wanderfalken, sagt Broszinski in die Leere eines Korridors. Dieses Jahr hatten wir ein Junges. Wir haben hier alles an Natur, auch Rosen.

HERR SCHULZE, EINST KRANFÜHRER IN GREIFSWALD, heute Chef ferngesteuerter Abbau, ist etwas ungeduldig: Wir sind am Aufbau der Anlagen für den Abbau. Der Helm drückt ihm die Brille in die Nase. Zurzeit wird Block 2 sezziert, ein finsterner Kubus, dreissig Meter hoch, die Decke zwei Meter dick und so weit entfernt, dass sie kaum zu erkennen ist. Alles hier drinnen strahlt die unangenehme Ruhe eines zwangsweise beendeten Traumes aus; niemand mehr, der an der langen Reihe der Ventilräder dreht, kein Rauschen in den Leitungen. Geblieben ist einzig das Donnern der Lüftung. Zuerst haben wir am Block 5 alles getestet, wie wir das am besten machen, sagt Schulze. Der war ja nur im Probetrieb und somit kaum verstrahlt, dann haben wir die Maschinen und den Leitstand für die Fernsteuerung hierher gebracht. Bald können wir beginnen. Kommen Sie mal mit.

Ein gelbes Gelände. Ein paar Stockwerke tiefer eine Schiene, angelegt im Rund des bereits leer geräumten Reaktorschachts. Darauf steht ein einzelner Container, Nummer EWND800001/0. Alles frisch gestrichen in Operationssaalgrün, alles klinisch sauber. So kann man radioaktiven Staub, sollte es ihn geben, gut aufmoppen. Das Geleise verschwindet beidseits in Schleusen. Die eine führt zum Reaktor, wohin der Container jetzt losfährt, gelbe Lichter blinken. Nur eine Probefahrt, und so steigen wir hinunter in den Schacht, Schulze öffnet die Seitentür der Schleuse. Sie ist so schwer, dass er mit dem Fuss anstemmen muss. Abschirmung!, stöhnt er. Macht hier jemand im falschen Moment auf, geht gleich der Alarm. – Dahinter, durch Beton und Metall getrennt, steht das Reaktordruckgefäss, 160 Tonnen, gegossen nach russischer Norm Gost und DDR-Norm TGL, das heisst Technik, Güte, Lieferbedingungen. Die Brennstäbe sind zwar schon lange entfernt, aber der simple Stahl, in dessen Bauch einst elf Prozent der DDR-Energie erzeugt wurden und der dafür sorgte, dass die Menschen in diesem

verlorenen Land auch bei Temperaturen unter minus sieben noch heizen konnten, hat im Laufe der Betriebszeit selbst zu strahlen begonnen. Die Radioaktivität ist in das Druckgefäss hineingegangen und hat seine Natur verändert.

Deshalb gehen wir auf Distanz, sagt Schulze. Hier ist der Interventionsbereich, Vorzerlegung, Nachzerlegung. Wir machen das meiste mit einer Bandsäge. Bestückt ist sie mit handelsüblichen Blättern, wie es sie im Grossmarkt gibt. Wir benötigen einige Zeit, um herauszufinden, mit welchem es am besten geht. Das Reaktor-druckgefäss kommt von da hinten; wir hängen es über die Säge und zerschneiden es horizontal in einzelne Ringe, diese dann nochmals, nun vertikal. Zwei Kollegen machen den Sägebandwechsel, drei sitzen im Leitstand und steuern von aussen. Sind fünf Stücke gesägt, jedes eine halbe Tonne, kommt der Container. Er wird automatisch entdeckelt und verdeckelt. Bis das ganze Druckgefäss zerlegt ist, dauert es acht bis neun Monate. Die Reste werden ins Zwischenlager gefahren. Das werden Sie später sehen.

Schulze arbeitet im KKW seit 1975. Was er nebenbei auch noch sagt, schulterzuckend: Ich habe das hier alles aufgebaut. Jetzt baue ich es wieder ab. Das ist der Lauf der Dinge.

BROSZINSKI MUSS TELEFONIEREN. Das Telefon steht im Büro PIBK, ein paar Treppen höher. Hier sass in DDR-Zeiten der Betriebsmeister. Er könnte gleich wieder hereinkommen, alles original belassen: eine Reihe Besucherstühle auf zu dünnen Metallbeinen, Vorhänge in Orange, im Eisenkistchen violettgrünes Geranke mit Yucca. Nicht aus der Zeit ist die nackte Kalenderblattfrau. Der Witz, dass sie nicht vorschriftsgemäss gekleidet sei, verhallt. Broszinski sucht Mencwel, Hans-Gerd.

Mencwel arbeitet in der ZAW, der Zentralen Aktiven Werkstätte. Früher wurde hier repariert, denn anders als im Westen waren wir nicht gleich alles weg, sagt Mencwel. Er brüllt gegen die Geräusche an, schreiendes Metall, Wasserzischen, das Knallen eines Schweißbrenners. Inmitten dieser Kakophonie stehen Männer in Schutzanzügen, gegen die Radioaktivität geschützt wie Astronauten gegen die Luftleere. In die ZAW kommen Bauteile, die zwar belastet sind, aber nicht aus sich selbst heraus strahlen. Das heisst, die Strahlung klebt wie ein Belag auf der Oberfläche, und der lässt sich in der Regel entfernen. Mencwel sagt: Unsere Arbeit entscheidet, ob aus den Teilen hier ein Essbesteck gemacht wird oder ob sie ins Zwischenlager gehen. Kriegen wir die Kontamination weg, kann das Material recycelt werden, oder es geht zumindest in den normalen Abfall.

Gearbeitet wird mit Waffen. Es gibt die Wasserpistole mit 2000 Bar Druck, es gibt die Sandstrahlpistole und die Stahlkiespistole. Damit werden die Oberflächen der Teile weggeschossen. Zudem stehen hier eine Drehbank und ein Säurebad, 70 Grad heiss mit Luftsprudel, eine Art radioaktiver Jacuzzi also. Auch damit lässt



«Das Ende kam mehr aus Prinzip als aus Notwendigkeit», sagt Ingenieur Lehmann. «Unsere neueren Blöcke, die waren so sicher wie die im Westen.»

sich die Kontamination entfernen. Die Gefahr liegt dann am Boden, unsichtbar gebunden in Farbsplittler, sie vermischt sich mit Sand, sie schwimmt im Abwasser, verbindet sich mit dem ätzenden Phosphor; sie wird dann als kleinste Partikel herausgefiltert und in Fässer für die Ewigkeit abgefüllt.

Nach der Behandlung sieht zwar alles wieder wie neu aus, sagt Mencwel, aber das ist eine Illusion. Er kauert sich nieder. Diese Zwischenstange zum Beispiel, ein Wunderwerk der Technik aus dem oberen Teil des Reaktors, aus glänzendem V2A-Stahl, nicht aus C-Stahl, diesem Feldwaldwiesenstahl, wenn sie in der ZAW bearbeitet wird, dann ist sie nachher zwar so richtig schön chic sauber, aber es fehlen ihr ein paar Zehntel. Und so was bei einer Zwischenstange, na, das kann man sich in einem KKW nicht erlauben. Und gleich darauf sagt er, weil wir auf ein schwärzlich verfärbtes Eisenteil zugehen: Nicht anfassen! Nicht draufstehen! Wenn man das berührt und dann mit den Fingern in die Haare, dann ist das nicht so gut.

Als hier noch Strom produziert wurde, war Mencwel Schlosser und Schichtleiter. Manchmal sass er neben einer Pumpe und beobachtete sie, stundenlang: Was tut sie, tickt sie richtig? Und jetzt, sagt er, da habe ich das Ding wieder vor mir, und es ist plötzlich Schrott. Das gibt schon seltsame Gefühle... Broszinski unterbricht: Aber die Zeit heilt alle Wunden.

NUR EIN PAAR HUNDERT METER HINTER OSTSEEKÜSTE und Strandkörben stehen insgesamt 1,8 Millionen Tonnen Material, Gebäude inklusive. Wie viel das ist, merkt man, wenn man von Block 8 zu Block 1 hinaufgeht und dabei den ganzen Weg über die Fassade desselben Gebäudes im Augenwinkel hat. Es ist das Maschinenhaus der Kernkraftwerke oder die Mutter aller Gebäude. Dieser Wall in der Landschaft misst 1,2 Kilometer, er ist so lang wie die Zürcher Bahnhofstrasse. In seinem Inneren sind Turbinen, Turbogeneratoren, Pumpen und Leitungen zu einem Dickicht verwoben, das die DDR in den achtziger Jahren weltweit zum drittgrössten Atomstrom-Produzenten aufsteigen liess. Von dieser Gesamtmasse sind zwei Drittel nachweislich nicht kontaminiert und können daher als konventionelle Reststoffe behandelt und gemäss geltendem Abfallgesetz verwertet oder beseitigt werden. Die verbleibenden Massen dagegen sind als radioaktiv oder als Verdachtsmaterial einzustufen. So steht es in einer Publikation der Energiewerke Nord, Autor Dr. ing. Manfred Meurer, Gestaltung Jürgen Broszinski.

Tatsächlich verstrahlt sind jedoch nur 120 000 Tonnen, das meiste aus der direkten Umgebung der Reaktoren. Dafür wurde auf dem Gelände das Zwischenlager Nord gebaut, ZLN, eine Abkürzung mehr. Der Bau wurde 1999 in Betrieb genommen, er ist 240 Meter lang, mit blauen Aussenwänden, und dazu ein paar Betriebsgebäude, roter Backstein mit roten Ziegeln, fast etwas im

Landhausstil. Rundherum spannen sich Zäune mit Übersteigenschutz. Der erste ist gegen die Demonstranten, weiter kommen die nicht; die anderen sind gegen Terroristen, erklärt Broszinski.

Körperkontrolle am Eingang zum ZLN, dann wieder Schleuse und der problematische Magnetstreifen. Hier stehen hinter siebzig Zentimetern Beton die abgebrannten Brennelemente. Sie sind ver-



Im Hinterland des KKW hat die Energiezukunft schon begonnen.

packt in Castors – übrigens eine Erfindung, an der Chef Rittscher massgeblich beteiligt ist, sagt Broszinski. Teufel Castor nennt er die Behälter, aber das meint er natürlich nicht kritisch, das ist ein Zitat aus dem Wortschatz der Gegner. Im Halbdunkel der nächsten Halle liegen Grossbauteile aus dem Umfeld der Reaktoren, sechs Dampferzeuger sind es pro Block, massig wie Wale und frisch walgrau gestrichen, weil das die Kontamination binden soll. Sie liegen hier, bis die Strahlung genügend abgeklungen ist und sie gefahrlos zerlegt werden können. Ihre Bauchigkeit lässt nur wenig Platz, um sich vorbeizudrücken. Fast streift man sie mit Schulter und Kopf, was sogleich einen seltsam scharfen, metallischen Geschmack im Mund hervorruft. Aber auch das ist nur eingebilddete Angst; das Dosimeter, dieser treue Freund, rührt sich nicht. – Es ist still im Zwischenlager. 20 000 Quadratmeter Einsamkeit.

Die verstrahlten 120 000 Tonnen wird man aber mengenmässig noch einmal reduzieren. Wir lassen die Zeit für uns arbeiten, sagt

Rittscher im Sitzungsraum. Ach, Kinder, das ist ja nicht verboten. In den nächsten vierzig bis fünfzig Jahren, da klingt das alles ab. Wenn ich die radioaktive Strahlung so auf ein Promille reduzieren kann, wäre ich verrückt, wenn ich es nicht machen würde. Eines Tages muss dann alles noch einmal in die Hand genommen und aussortiert werden. Höchstens 20 000 Tonnen gehen schliesslich ins Endlager, setzt Meurer hinzu. Korrigiert Chef Rittscher: Wir kriegen das noch weiter runter. Auf 10 000 würde ich sagen. Aber weniger geht dann nicht mehr. Stellen Sie sich vor: Das ist alles, was von fünf Kernkraftwerken übrig bleibt. Das ist doch enorm wenig.

NACH DREI TAGEN IST DIE BESICHTIGUNG ZU ENDE, nie schlug die Strahlungsprüfung am Ausgang des geschlossenen Bereichs Alarm. Zehn, neun, acht, sieben, sechs, fünf, vier, drei, zwei, eins, zählte die resolute Computerstimme, wie im Boxing, während wir uns an die Sensoren der Messbox pressten. Eine Frauenstimme übrigens. Umdrehen! Näher treten! Und nochmals: Zehn, neun, acht, sieben, sechs, fünf, vier, drei, zwei, eins. Keine Kontamination!

Am Schluss sagt Broszinski dann: Alle gehen von hier weg. Alle, die können. Auch mein Sohn, er ist in Flensburg. Meurers Sohn ist auch weg. – Während des Baus arbeiteten 10 000 Menschen auf dem KKW-Gelände. Greifswald, die Hansestadt in acht-zehn Kilometer Entfernung, wuchs unentwegt. Dann begann der Betrieb, und täglich fuhren 5000 weitere Personen hierher, macht dann, weil gleichzeitig gebaut und Strom erzeugt wurde, 15 000. Drei Geleise hatte der Bahnhof des KKW, auf denen einige der längsten Züge der DDR fuhren. Heute ist das Areal aufgegeben, Betreten verboten, und das KKW bietet noch knapp zehn Prozent dieser Arbeitsplätze.

Und 2010 wird auch noch die Mehrheit der verbliebenen 1200 Angestellten entlassen. Nachdem sie ihre eigenen Arbeitsplätze abgebaut haben. Die meisten werden zu diesem Zeitpunkt so zwischen vierzig und fünfzig sein, absehbare Sozialfälle bei einer gegenwärtigen Arbeitslosigkeit von 21,3 Prozent in Vorpommern. Auf dem Areal bleiben wird ein Häufchen aus hundert, vielleicht hundertfünfzig Personen, die das Zwischenlager überwachen, die irgendwas umsichtigen, Strahlung nachmessen, die zu viel Zeit haben für nichts. Sie werden dann aus Langeweile wahrscheinlich dasselbe tun, wie sich schon heute beobachten lässt: Zu zweit tauchen sie aus der Tiefe der dunklen Hallen auf, aus der Richtung der kontaminierten Wale, ein Mann und eine Frau, und wenn sie ins Blickfeld kommen, rücken sie verlegen die Kleider zurecht.

Verantwortlich für diese Beilage:
Margret Mellert, Christian Güntlisberger